

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: 15 (1990)
Heft: 4

Artikel: Das Lager beim Dorf
Autor: Scherer, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1077385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zigeuner auf dem Schub

Holzstich nach einer Zeichnung von E. Limmer, 1884

Das Lager beim Dorf

Eine Tragödie unter vielen, vergessen und verdrängt / Von Richard Scherer

Unweit vom Dorf, mehr als drei- bis vierhundert Meter werden es nicht sein, stand vor dem Krieg ein Zigeunerlager auf der Anhöhe eines alten Hünengrabes. Das Grab fand sich dann erst nach dem Krieg, als die Maschinen einer Straßenbaufirma den Boden aufrissen; es wurde rasch vermessen und dann asphaltiert und mit ihm die letzten Zeichen vom Lager der Zigeuner.

Die Zigeuner nutzten den Platz schon lange als Lager. Schon vor dem Ersten Krieg kamen sie meist im Frühjahr, um ein paar Wochen zu bleiben. Im unmittelbar hinter dem Hügel beginnenden Wald lag Bruchholz genug, das billig zu haben war, und vor allem hatte sich in den kuhlenförmigen Einstürzen, den Dolinen, die sich im Wald, einer krummen Linie folgend, fanden, Wasser gesammelt.

Man kannte sich. Kam der Zug der Zigeuner mit ihren Pferdewagen, verschlossen die Bäuerinnen die Hühnerställe fester, es konnte nicht schaden, und die Bauern bereiteten sich auf einen kleineren oder größeren Handel vor. Die Zigeuner waren geschickte Kesselflicker, konnten auch eine Uhr reparieren und andere Dinge des Haushalts in Ordnung bringen. Man hatte, was kaputt war, seit

Tausende von Roma aus Rumänien sind nach Deutschland aufgebrochen – sie bevölkerten die Ostberliner Flohmärkte, und ihr Erscheinen versetzte die saarländische Ortschaft Lebach in Unruhe. Hier wie dort schlug den „Zigeunern“ Feindseligkeit entgegen. Vor mehr als sechzig Jahren wußten viele Deutsche noch, wie man mit dem Wandervolk leben, die Fremdheit begrenzen konnte, ohne die Behörden einzuschalten. An diese heute sagenhaft anmutenden Zeiten will unsere Geschichte erinnern.

dem Herbst schon in Erwartung der Zigeuner auf die Seite gestellt.

Der Polizist des nächstgrößeren und zuständigen Dorfes machte sich bei der Ankunft der Zigeuner auf den Weg, um die Papiere zu kontrollieren und allgemeine Warnungen über die Wachsamkeit des Gesetzes auszusprechen, während um ihn herum die Frauen die Kochgeräte aufbauten und die Kinder in den Wald geschickt wurden, um Holz zu holen. Diebstahl vor allem und Wilderei waren die Delikte, vor denen der Polizist alljährlich warnte, während er mit mißtrauischen Seitenblicken die kümmerlichen Fleischstücke beobachtete, ob er nicht die Sau kenne, der sie fehlten.

Der älteste und Vorsteher der Zigeuner hörte ihn alljährlich schweigend an, nahm die notwendigen Papiere in Empfang und schloß das Gespräch mit einer knappen Verbeugung. Die beiden sprachen im Stehen, weil der Polizist den ihm angebotenen Platz nicht hatte annehmen wollen. Er sei dienstlich hier, versicherte er zu dem Angebot, sich doch zu setzen, und nestelte an seinen Knöpfen und Taschen, wirklich nur dienstlich.

Nachdem er keinen Grund mehr gefunden hatte zu bleiben und gegangen war, begab sich der Zigeunerälteste in Begleitung zweier Männer zum Bürgermeister des kleineren Dorfes, der ihn sei-

nerseits in Anwesenheit einiger Dorfältester und Gemeinderatsmitglieder bereits erwartete. Man schüttelte sich die Hände und hieß sich willkommen, sprach über Ernte, Wetter, die allgemeinen Zeitläufe und versicherte sich der besten Absichten. Der Zigeunerälteste überreichte die Papiere, die der Bürgermeister zu stempeln und vorbeizubringen versprach – es gab noch einige Dinge, die er bei dieser Gelegenheit besorgen wollte –, und man begab sich schließlich zu einem kleinen Umturk in die nahe Dorfkneipe, dessen Rechnung traditionellerweise der Zigeunerälteste zu erlegen hatte.

Wie gesagt, man kannte sich. Es waren zwei getrennte Gemeinschaften, die sich hier begegneten, und keine Seite trieb die Vorsicht so weit, daß man nicht hätte beieinander leben können, im Abstand von einigen hundert Metern und zum gegenseitigen Nutzen. Gelegentlich gab es Streit, aber er konnte durch das Wort der jeweiligen Autoritäten meist rasch beigelegt werden; Diebstahl kam das ganze Jahr über vor, so daß man ihn schlecht den Zigeunern anlasten konnte, auch wenn die sich als Ablenkung und Verdächtige natürlich zuerst anboten; und was den Handel betraf, so waren die Bauern den Zigeunern und diese ihnen ebenbürtig, so daß es meist die zufriedenen Gesichter eines Handels gab, bei dem beide Seiten auf ihre Kosten gekommen sind.

Die Zigeuner, durch ihre ständigen Reisen bewandert, gingen ihren Handwerksgeschäften nach, sammelten Beeren und Kräuter, lehrten die Dorfkinder, sich durch die noch grünen Mohnkapseln einen angenehmen Zustand zu verschaffen, und kannten manches Mittel zur Linderung oder Heilung einer Krankheit. Für die Bauern waren die Zigeuner fast so unabänderlich wie eine Jahreszeit, auf deren Vorteile und Nachteile man sich einrichtet.

Als die Zigeuner dann im letzten Jahr des Ersten Krieges nicht zu der gewohnten Zeit kamen und das ganze Jahr ausblieben, waren die Dorfbewohner etwas ratlos und zuckten die Schultern, während sie zum leeren Hügel hinübersahen. Es ging sie ja nichts an und war nicht ihre Sache, aber merkwürdig war es schon, und außerdem hätte es gerade in diesen schlechten Zeiten manches zu besorgen gegeben. Auch im nächsten Jahr kamen sie nicht, was die Gesichter ernst werden ließ, denn auch wenn es einen nichts anging, so kann doch einmal etwas dazwischenkommen, aber beim zweiten Mal muß etwas passiert sein. Tun aber konnte man nichts.

Im Jahr danach kamen die Zigeuner wieder. Der Krieg hatte sie aufgehalten; die Behörden hatten ihnen schließlich einen Ort im Österreichischen angewiesen, den sie nicht verlassen durften. Sie waren heruntergekommen und noch magerer als sonst, weil ihnen die Bewegung, von der sie lebten, verwehrt worden war. Sie hätten nicht können kommen, sagte der Zigeunerälteste mit einem schmerzlichen Lächeln, an ihnen habe es nicht gelegen. Es seien wahrlich schlechte Zeiten gewesen, sagte darauf der Bürgermeister und hob die Hände, er wünsche bei Gott, daß sie nun vorbei seien.

Sie waren vorbei, und das Leben nahm wieder seinen gewohnten Gang. Die Zigeuner kamen im Frühjahr, flickten die Kessel, sammelten Kräuter und handelten mit diesem und jenem. Die Bauern richteten sich auf ihr Kommen ein und legten, was zu besorgen war, bis zur Ankunft der Zigeuner beiseite. Es ging den Bauern gut in jenen Jahren, die allgemeine Wirtschaftskrise hatte die Preise für Nahrungsmittel steigen lassen, und die hohe Inflation hatte sie schuldenfrei gemacht.

Sie lernten rasch, daß der richtige Zeitpunkt für



Zigeunerfamilie



Tanzende Zigeuner in Sevilla

Holzstich nach einer Zeichnung von G. Doré, um 1880

Alle Vorlagen aus dem Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz

einen Verkauf inzwischen noch wichtiger war als früher, und ließen die Städter spüren, daß für den Augenblick jedenfalls die Verhältnisse sich umgekehrt hatten. Die größeren Bauern kauften sich die ersten Traktoren und landwirtschaftlichen Maschinen und bezahlten sie vier Wochen oder drei Monate später, wenn das Geld nur noch die Hälfte wert war. Und die kleineren ließen sich die Lebensmittel in Goldmark oder ausländischer Währung bezahlen, und so kam, von der Gemeindeverwaltung bestellt, die um die genaue Kenntnis der Wechselkurse besorgt war, der *Börsencourier* ins Dorf und wurde allwöchentlich am Rathaus ausgehängt. Auch die Zigeuner hatten Teil an dieser Entwicklung, da die Bauern in ihrem beschei-

denen Wohlstand mehr zu besorgen hatten als früher. Selbst als die Verhältnisse sich stabilisiert hatten, im ökonomischen Bereich wenigstens, lebten die Bauern besser als früher, und die Gesichter waren freundlicher, auch gegenüber den Zigeunern.

Dann kam der grundsätzliche Umschwung in den politischen Zuständen. Die Dorfbewohner sahen etwas zögernd in die Zeitung. Sie hatten nichts gegen das Militärische, aber der letzte Krieg, der noch frisch in Erinnerung war, hatte sie gelehrt, daß es dabei für sie nichts zu gewinnen gab. Die Juden kannten sie als Viehhändler, aber auch unter denen gab es mehr arme Teufel als reiche. Daß sie Germanen sein sollten und Arier,

war ihnen neu und machte die Äcker nicht besser. Und daß sie nun die arischen Herren sein sollten in Deutschland, konnten sie nicht glauben, denn seit der Reglementierung des Nahrungsmittelmarktes waren die Preise für sie schlechter geworden.

Dorn im Fleisch

Kurz, die Bauern waren christlich und konservativ, das war für sie normal, aber die Braunen machten zuviel Geschrei und verstanden alles in allem zuwenig von der Landwirtschaft. Doch da die Herren von der Partei mächtig waren und offenbar nicht zimperlich, schwieg man und fügte sich, allzu schlimm würde es schon nicht kommen.

Vorerst änderte sich auch wenig. Das Leben nahm seinen gewohnten Gang. Auch die Zigeuner kamen wie immer, blieben einige Wochen und zogen wieder weiter. Der Bürgermeister und der Zigeunerälteste besprachen bei Gelegenheit die politische Lage, und beide beschlossen, daß abzuwarten vorerst das richtige sei, vielleicht würde ja auf die großen Worte ein mehr oder minder normales Leben folgen.

So zogen die Zigeuner von Platz zu Platz und genossen das Gastrecht, das die Gewohnheit zur Heimat gemacht hatte. Doch der neuen Regierung war dieses Herumzigeunern ein Dorn im arischen Fleische, und man beschloß nach einiger Zeit, den Zigeunern die Möglichkeit dazu zu nehmen. Man wies ihnen feste Orte zu, beschlagnahmte Pferde und Wagen, vergewisserte sich ihrer auf diese Weise und hielt sie für spätere Aktionen und Maßnahmen bereit.

Die Aufsicht über sie gab man dem Bürgermeister des kleineren Dorfes und, da man diesem nicht ganz traute, er war schließlich kein Parteigenosse, dem Ortsgruppenleiter der Partei im größeren, etwa drei Kilometer entfernt liegenden Dorf. Die Zigeuner konnten sich bloß fügen; sie bauten aus Ästen und Abfallholz der Sägerei, in der die Männer dienstverpflichtet waren, einige Hütten, die Frauen holten das Wasser aus dem Dorf, wenn die Zisternen, die sie angelegt hatten, erschöpft waren, sie flickten Kessel, sammelten Beeren und Kräuter, handelten damit und mit den Mittelchen, die sie daraus bereiteten, was ihnen verboten war – kurz, sie lebten leidlich und ins Ungewisse.

Zwei Verschwundene

Bei einem seiner Besuche des Lagers, den der Ortsgruppenleiter wie üblich mitten in der Nacht abstattete – er liebte es, die Frauen aus den Dekken zu scheuchen und die noch warmen Betten sorgfältig abzutasten –, bei einem dieser Besuche also, als er die Männer in Reih und Glied antreten ließ, die dann den namentlichen Aufruf mit „ja-woll“ und „anwesend“ zu beantworten hatten, stellte der Ortsgruppenleiter fest, daß zwei der jüngeren Männer verschwunden waren.

Der Ortsgruppenleiter begann zu fluchen und zu toben und verlangte von der Kreisleitung seiner Partei telephonisch eine sofortige Großfahndung; doch die winkte ab, es war schließlich mitten in der Nacht.

Daraufhin klopfte er den Bürgermeister des kleineren Dorfes aus dem Bett, doch der machte bloß das obere Fenster auf und sagte ziemlich verdrießlich, ein Bauer brauche in dieser Jahreszeit – es war Frühherbst, und Bauer war der Bürgermeister seinem Hauptberuf nach – im Unterschied zu anderen Leuten seinen Schlaf, und schloß das Fenster wieder. Das letztere war eine Anspielung auf den Ortsgruppenleiter, der von Beruf Leiter der örtlichen Sparkasse und deren einziger Angestellter war. Der Sägereibesitzer, den er als nächsten aufsuchte, war, wie seine ängstliche Frau durch die geschlossene Tür hindurch sagte, verreist, und die Bauern, die er aus den Betten holte, wurden entweder sackgrob oder hatten nichts gesehen. So kehrte er mit seiner verschluckten Wut schließlich nach Hause zurück.

Am nächsten Morgen meldete er den Vorfall auf dem vorgeschriebenen Instanzenweg, fuhr nochmals ins Lager, um eine Beschreibung der Flüchtigen zu bekommen, beruhigte sich letztlich einigermaßen, und die ganze Aufregung schließt allmählich ein. Außerdem brachte das neue Jahr genug Ärger, die Tschecheikrise, wie man das in den Zeitungen nannte, die ewigen Diskussionen, ob der Krieg nun komme oder nicht, nochmals schlechtere Preise für Fleisch und Milch, die Großhändler waren die einzigen Nutznießer der Lebensmittelreglementierung, und schließlich doch der Krieg.

Krieg, das hieß, daß die jüngeren Söhne eingezogen wurden, das hieß Lautsprecherwagen mit Marschmusik und Führer-Reden und Siegesgeprahle, das hieß Zwangswirtschaft und Abgabepflicht, das hieß ewigen Händel mit den Behörden, Kontrollen und Schikanen – ein Wort, das die Bauern damals lernten; Krieg, das hieß Fronturlauber und Warten auf Nachricht, das hieß das Brummen der Flugzeuge, und vom Hügel oder von den Dachböden aus konnte man den Feuerschein von Stuttgart oder Ulm oder Pforzheim oder Friedrichshafen sehen. Doch das war erst gegen Ende des Krieges, als schon lange keine Lautsprecherwagen mit Marschmusik und Siegesmeldungen mehr ins Dorf kamen.

Im anfänglichen Taumel wurden die Zigeuner auf dem Hügel fast vergessen. Der Ortsgruppenleiter, der „uk.“ (unabkömmlich) gestellt war, redete in einem fort von strategischem Durchbruch, Germanisierung, Minsk und Leningrad, westlicher Dekadenz, Lebensraum und anderem mehr, was er eben so gelesen und gehört hatte, und der Bürgermeister des kleineren Dorfes hatte andere Sorgen als die Aufsicht über die Zigeuner. Diese lebten noch kärglicher als zuvor und wurden noch stiller.

Doch der Taumel ließ nach, als die Meldungen schlechter wurden und der Krieg sich in weit ent-

fernten Gegenden festbiß. Der Ortsgruppenleiter, der eine rasche Nase hatte, brandmarkte in einem Schreiben an die Gauleitung die nach wie vor andauernde Existenz des Lagers auf dem Hügel, womit man den Feind im eigenen Land habe; die Bevölkerung sei des Lagers leid und wünsche die Entfernung der Zigeuner. Er beantrage klipp und klar die Arisierung des Hügels.

Nach etlichen Wochen dann erreichte ihn schließlich der gewünschte Befehl, das Lager nämlich mit geeigneten Mitteln aufzulösen und die Zigeuner zum Weitertransport in die nächste Sammelstelle zu bringen. Er habe dafür Sorge zu tragen, daß die Auflösung des Lagers unauffällig geschehe, und solle sich zwecks Planung und Durchführung der Maßnahme mit Gruppenführer Soundso von der zuständigen SS-Bereichsleitung in Verbindung setzen, was der Ortsgruppenleiter auch tat.

Doch die „Aktion“ ließ sich schwieriger an als vermutet. Der Ortsgruppenleiter wollte sie hauptsächlich mit eigenen Kräften durchführen, das war eine Frage der Ehre, doch von den örtlichen Freiwilligen - im kleineren Dorf hatte er erst gar nicht gefragt, da gab es nur zwei, und die waren lau - ließen sich nur vier zur Teilnahme bewegen, woraufhin ihn der SS-Gruppenführer, den er wegen Bereitstellung von Lastwagen anrief, am Telefon abkanzelte und verhöhnte.

Die Zeit drängte, der örtliche Vorsitzende wollte die Blamage vermeiden, außerdem stand zu befürchten, daß etwas von der geplanten Aktion zu den Zigeunern durchsickerte, denn er hatte beim abendlichen Bier Andeutungen gemacht, die deutlich gewesen waren. So wandte er sich schließlich an die Kreisleitung wegen Bereitstellung von Männern und Lastwagen. Die war bereits informiert und sagte die Besorgung des gewünschten für in fünf Tagen zu, nicht später, aber auch nicht früher, wie der Ortsgruppenleiter es wollte. Der hatte nun keine ruhige Minute mehr und schlich nachts um das Lager, damit ihm keiner von den Zigeunern vor der Aktion abhanden käme.

Halbe Flasche Schnaps

Am festgesetzten Tag fuhren die zur Verstärkung bereitgestellten etwa zwanzig Männer, die mit Handfeuerwaffen, Gewehren und zwei Maschinengewehren bewaffnet waren, zum vereinbarten Treffpunkt. Man hatte ihnen, wie üblich bei solchen Aktionen, Schnaps mitgegeben, etwa eine halbe Flasche pro Mann. Es war Vorfrühling, und die Männer froren und fluchten auf den offenen Lastwagen. Die Leitung der Aktion hatte sich der Ortsgruppenleiter vorbehalten, in dessen Haus man sich zur Lagebesprechung auch erst einmal traf. Von den vier, die der Vorsitzende aufgetrieben hatte, waren zwei nicht gekommen und auch nicht auffindbar.

Man beschloß, vorerst zu warten, und der Vorsitzende ging Most holen. So verstrich der Morgen. Einer der beiden Ortsansässigen, die gekommen waren, wollte zum Mittagessen nach Hause und blieb dann dort. Nachmittags beschloß man, mit der Aktion erst bei hereinbrechender Dunkelheit zu beginnen, weil sonst die Lastwagen vom Hügel aus zu früh bemerkt werden könnten und weil am Abend mit Sicherheit alle Zigeuner wieder im Lager sein würden. Man trank nur noch Most, der Schnaps war alle, und im Haus des Ortsgruppenleiters gab es angeblich keinen.

Als die Dämmerung hereinbrach, sagte der Ortsgruppenleiter mit bereits ziemlich schwerer Zunge, nun müßten sie die Aktion beginnen. Man weckte die Schlafenden, packte zusammen und stieg auf die Lastwagen. Der Ortsgruppenleiter befahl absolute Ruhe, was unnötig war, denn beim Lärm der Lastwagenmotoren konnte sich sowieso kein Mensch unterhalten. Wie verabredet fuhren sie mit ausgeschalteten Scheinwerfern auf den Hügel zu; der erste Lastwagen fuhr an ihm vorbei, um eine Flucht nach der anderen Seite zu verhindern; der zweite hielt neben dem Hügel und die beiden anderen vor ihm. Die Maschinengewehre wurden auf den Hügel gerichtet; Männer sprangen herab und verteilten sich im Gelände rings um das Lager. Sie entsicherten ihre Waffen, und auf Befehl des Ortsgruppenleiters rückten sie langsam gegen den Hügel vor. Dabei fingen sie an zu schreien und sangen schließlich die Hymne ihrer Partei.

Die Zigeuner waren wie erstarrt. Die Männer ließen die Köpfe hängen und stierten auf den Boden; die Frauen schoben die Kinder rasch in die Hütte und stellten sich vor die Tür. So warteten sie auf die, die singend und langsam von allen Seiten den Hügel heraufkamen. Schließlich waren sie da. Das Singen brach ab. Die beiden Gruppen standen sich einen Moment unschlüssig gegenüber. Dann befahl der Ortsgruppenleiter die Durchsuchung nach Waffen.

Einer der Zigeuner hatte sein Messer im Ärmel verborgen und versuchte, sich zu wehren. Die Männer mit den Gewehren schossen sofort, sie hatten Angst. Der Zigeuner kippte nach vorne und griff mit den Händen nach seinen Wunden. Er fiel auf das Gesicht, und sein Körper zuckte. Der Ortsgruppenleiter setzte ihm die Pistole in das Genick und drückte ab.

Erst da fanden die Männer ihre Stimme wieder. Sie schrien, die Zigeuner sollten ihre Sachen pakken; dann: sie sollten antreten, das Gepäck müsse

h durchsucht werden; sie durchsuchten die Hütten nach Waffen, aber außer Küchengerät fand sich nichts. Das Geschrei wurde immer wüster, die Befehle wurden immer unsinniger, die Männer immer zielloser. Sie traten (nach damals üblicher deutscher Art und Sitte) mit ihren Stiefeln nach den Kindern, prügeln die Männer mit Gewehrkolben und griffen den Frauen unter die Röcke.

Die noch etwas nüchternen waren, suchten in den Hütten nach Wertgegenständen und fingerten nach den Goldkettchen der Frauen. Aber die Zigeuner waren arm. Viel war nicht zu holen. Schließlich war es dem Ortsgruppenleiter genug. Vor dem Abtransport befahl er zwei Zigeunern, die Leiche in die Zisterne zu werfen. Als die Zigeuner verladen waren, setzten die Männer die Hütten in Brand. Die kalte Zugluft auf den Lastwagen ernüchterte die Stimmung, und so wurden die Zigeuner bei der Sammelstelle abgeliefert.

Die Bauern des kleineren Dorfes hatten die Lastwagen gehört, das Geschrei, das Singen und schließlich die Schüsse, unter denen sich der hellere Pistolenknall abhob. Vom Dorfrand aus starrten sie schweigend und tatenlos zu dem in der Dunkelheit verschwimmenden Hügel hinauf. Sie beobachteten die abfahrenden Lastwagen und die brennenden Hütten.

Als das Motorengeräusch nicht mehr zu hören war, gingen sie zum Hügel hinauf, um den Brand zu löschen; der Wald war ja nur einige zwanzig Schritte entfernt. In einer der Zisternen, aus denen sie das Löschwasser holten, fanden sie die Leiche des Zigeuners und begruben sie – da graute schon der neue Tag – am Fuß des Hügels unter einigen Büschen. Schweigend, wie sie gekommen waren, gingen sie auseinander.

Beim Vergleich mit den Listen stellte der Kommandant der Sammelstelle fest, daß ihm zwei Zigeuner weniger geliefert worden waren, als die Liste auswies. Es fehlten ein etwa 38jähriger Mann und ein etwa 10jähriger Junge. Der Ortsgruppenleiter verfluchte den Schnaps und seine Leichtfertigkeit, daß er bei der Eroberung des Lagers nicht nachgezählt hatte. Er verfiel auf den Ausweg, beide wegen Widerstandes für erschossen zu erklären. Dem Kommandanten der Sammelstelle war es gleichgültig, und er strich die beiden – mit dem Vermerk: tot – von der Liste.

Der Junge war im Wald gewesen; vielleicht hatte ihn das Baumlicht in den Ästen festgehalten, vielleicht folgte er einem Hasen oder lauerte auf den aus dem Winterschlaf erwachenden Dachs, vielleicht suchte er nach verworrenen Holzstücken mit ihren gesichtsähnlichen Fratzen, er kam jedenfalls zu spät nach Hause, die Dämmerung ging schon in die Nacht über.

Als er die Lastwagen und das Geschrei hörte, wollte er sich zum Lager stürzen, aber am Waldrand stockte er und verbarg sich in einem Gebüsch. Eine Zigeunerin, die ihn bemerkte, machte ihm stille Zeichen, er solle fliehen. Aber er blieb im Gebüsch und beobachtete von da aus alles, was geschah. Als die Lastwagen abfuhren, stürzte er sich in die brennenden Hütten, um ein paar Habseligkeiten zu suchen, eine Jacke, ein Küchenmesser, eine Decke, ein paar Essensreste. Bevor die Bauern kamen, verschwand er im Wald.

Danach geschah nichts. Die Reste des Zigeunerlagers wurden auf Kosten der Gemeindeverwal-

tung des kleineren Dorfes entfernt, die verkohlten Bretter, die Überbleibsel des alltäglichen Lebens verschwanden, die Zisternen wurden zugeschüttet. Gras wuchs wieder auf dem Hügel, und im nächsten Frühjahr erinnerte kaum noch etwas an das Lager.

Nur ein Mitläufer

Der Krieg ging vorüber, man atmete auf; die es mußten, wechselten rasch ihre Gesinnung, und keiner hatte sich etwas vorzuwerfen. Der ehemalige Ortsgruppenleiter dachte einige Nächte lang an Flucht, aber er blieb, wo er war, und blieb Leiter und einziger Angestellter der örtlichen Sparkasse. Die Franzosen, die das Land besetzten, schikanierten ihn ein wenig, holten ihn zum Verhör nach Tübingen, sperrten ihn für einige Wochen ein. Von den Zigeunern erfuhren sie nichts, außerdem waren sie auf der Suche nach größeren Fischen, und so wurde der Ortsgruppenleiter amtlich als Mitläufer eingestuft und ihm dieses auch bescheinigt.

Der Mitläufer verhielt sich still und wartete einige Jahre ab, bis er sich wieder in die Politik mengte. Es gab noch die Freunde von früher, auf die man sich verlassen konnte. In einem Anfall von Reue malte er ein Hakenkreuz auf die Rückwand des Schuppens in seinem Garten und schrieb seinen Namen darunter. Aber seine Frau schalt ihn einen Deppen, der nicht wisse, worauf es jetzt ankomme, und hieb alles am selben Abend noch mit dem Beil wieder ab.

Dann vergingen die Jahre und Jahrzehnte. Die Zigeuner blieben verschwunden, es gab ihrer nur noch wenige, und die kamen nicht mehr zum Hügel. Die Kreisverwaltung verlegte die Straße zwischen dem größeren und dem kleineren Dorf, die nun über den Hügel führte. Dabei fand man das Hünengrab, vermaß es rasch und asphaltierte. Diejenigen, die das Zigeunerlager noch erlebt hatten, wurden alt und starben nach und nach. Einige von ihnen erzählten ihren Kindern vom Lager und was sie von dessen Geschichte wußten. Andere schwiegen lieber, wollten die alten Geschichten vergessen und vergaßen sie.

An einem warmen Spätsommertag parkte ein mittelgroßes Auto vor der Gastwirtschaft des größeren Dorfes. Ein etwa vierzigjähriger Mann stieg aus; er trug ein Jackett und eine Stoffhose, wie sie üblich waren, aber sein Gesicht wies ihn als fremdländisch aus. In der Gastwirtschaft fragte er nach dem Haus des ehemaligen Ortsgruppenleiters. Was er dort wolle, fragte die Wirtin, die dabei war, Gläser zu putzen, zurück. Sein Vater und der Leiter seien damals Bekannte gewesen, sagte der Mann. Sie zeigte ihm den Weg. Er ließ das Auto stehen und ging zu Fuß, es war nicht weit.

Beim Haus des Ortsgruppenleiters klopfte er, nachdem er die Fassade hinaufgeschaut hatte, an die Tür. In der Küche werkelt eine Frau, die,



Drei Zigeuner auf einer Weide

Radierung von W. Georgy, 1875

ohne sich zu zeigen, rief, wer da sei und was er wolle. Er gab Auskunft. Der sei im Garten, rief die Frau durch das offene Fenster. Er ging um das Haus herum. Der ehemalige Leiter saß auf einem Bänkchen in der Nachmittagssonne. Neben ihm stand, an die Wand gelehnt, eine Krücke. Er war alt geworden, und nach einem Schlaganfall lähmte er auf der rechten Seite. Der Mann trat auf ihn zu und starrte ihn an. Sein Finger zeigte auf den Alten, und er fragte: „Wo sind die Zigeuner?“ Der

Alte schrak zusammen und stieß einige lallende, unverständliche Laute aus. „Wo sind die Zigeuner“, schrie der Mann und zog eine Pistole aus seinem Gürtel. Der Alte fuchtelte mit dem linken Arm in der Luft herum und versuchte aufzustehen. „Du bist schuld“, sagte der Mann und richtete die Pistole auf die Brust des Alten.

Der Alte riß die Augen auf und starrte den Zigeuner an. Seine Zähne schlugen aufeinander. Mit einer fahriegen Bewegung strich er sich über den

Kopf. Er stierte in das Loch der Pistole, Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und seinen Körper durchlief ein Schauder. Der Zigeuner ließ die Pistole sinken. „Es ist zu spät“, murmelte er, „ich komme zu spät.“ Er betrachtete die Pistole in seiner Hand, blickte dann den Alten an, der in sich zusammengesunken war und halb weinend vor sich hin stammelte.

Inzwischen hatte die Tochter des Alten, die von der rückwärtigen Tür des Hauses aus den letzten Teil der Szene beobachtet hatte, ihre Stimme wiedergefunden und stieß einen Schrei aus. Sie schrie: „Mörder, Mörder!“ An den erschreckten Nachbarn vorbei, die herbeigelaufen kamen, verließ der Zigeuner den Hof. Die Tochter brachte mit Hilfe der Nachbarn den Alten zu Bett. Der ehemalige Ortsgruppenleiter lag auf dem Rücken und gestikulierte mit dem linken Arm. Der Speichel rann ihm über das Kinn. Sein Körper zuckte.

Der Zigeuner lief die Straße zum kleineren Dorf entlang, er wußte selber nicht, warum er diesen Weg eingeschlagen hatte. Die Pistole hielt er immer noch in der Hand. Die Straße führte ihn über den Hügel, wo man inzwischen noch einen Wanderparkplatz eingerichtet hatte. Als er das kleinere Dorf erreichte, war es Abend. Er ging in das Dorfgasthaus, stieß die Tür auf und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, an den Tisch.

Der Wirt erschrak ein wenig, als er den Mann sah, und die übrigen Gäste, es waren nur ein paar, starnten verbüfft auf die Pistole, die auf dem Tisch lag. Schließlich sagte der Zigeuner, man müsse die Polizei holen. „Und warum?“ fragte der Wirt. „Hast du einen umgebracht?“ – „Nein“, sagte der Zigeuner, „aber ich wollte.“ – „Wenn wir wegen allem, was wir wollen, die Polizei holen“, sagte einer der Bauern, „dann gäb's wenige, die frei herumliefen.“

Zu spät für seine Rache

Der Zigeuner schwieg, und auch die Bauern und der Wirt blieben stumm und betrachteten den

merkwürdigen Gast neugierig. Schließlich sagte der Wirt: „Du mußt schon mehr erzählen, wenn wir's verstehen sollen.“ Zögernd erzählte der Zigeuner seine Geschichte; vom Hügel, was er vom Wald aus beobachtet hatte, wie er sich verborgen hielt drei, vier Jahre lang in den Wäldern, Aufnahme fand bei einer anderen Sippe nach dem Krieg, wie die Rache in ihm war dreißig Jahre lang, wie er den ehemaligen Ortsgruppenleiter traf und merkte, daß er zu spät kam für seine Rache, wie er endlich ins Gasthaus gekommen war.

Nach einigem Zureden gab er zweien der Gäste die Schlüssel, damit sie sein Auto aus dem größeren Dorf holten. Währenddessen flößte ihm der Wirt Kaffee und Cognac ein, und als die beiden wiederkamen, schoben sie ihn ins Auto, und er fuhr ab. Die Pistole behielt der Wirt und vergrub sie tags darauf in der Miste.

Am nächsten Morgen verständigte die Tochter des Ortsgruppenleiters, die nun doch Angst bekommen hatte, der Mann könnte wiederkommen, die Polizei. Aus der Kreisstadt kam am selben Tag noch ein Kriminalbeamter, der alles aufschrieb und von den Nachbarn auch erfuhr, daß der Mann in Richtung kleineres Dorf davongegangen war. Er fand schnell heraus, daß er im Gasthaus gewesen war, und wartete bis zum Abend, denn die Dorfkneipe machte erst abends auf.

Der Wirt war einsilbig; ja, der sei dagewesen; nein, gesagt habe er nichts; ja, sein Auto hätten sie geholt aus dem größeren Dorf; nein, der komme nicht wieder. „Wieso denn“, wollte der Kriminaler wissen. „Der war sowieso schon zu spät dran“, sagte der Wirt. Was das denn überhaupt für eine Geschichte sei, fragte der Kriminaler. „Na, die Zigeuner eben“, sagte der Wirt.

Der Mann aus der Kreisstadt war jung, er wußte nichts von den Zigeunern. Er brummte in sein Bier hinein, und da eigentlich nichts vorgefallen war, was ihn von Amts wegen anging, schloß er den Fall, nachdem er die Akten drei Monate auf seinem Schreibtisch hatte liegenlassen, ab.

(Verantwortlich: Horst Bieber)

Mehr als eine Legende

Diese Geschichte hat sich auf der Schwäbischen Alb bei Reutlingen zugetragen; die Kreisstadt war Münsingen. Der Text liegt irgendwo zwischen Report, Legende und Story. Er ist zusammengefügt aus Erzählungen, Berichten, Erinnerungen, die sich um die Zigeuner ranken.